

In Dunkel gehüllt.

Roman von A. Wilden.

(4. Fortsetzung.)

„Verzagt, dankerott! Das ist nicht zu ertragen.“

Und die Frau mit dem leichten Sinn und leichten Herzen wütete gegen ein unbarmherziges Geschick. Alle Ueberredungskünste nützten nichts. Sie raufte sich das Haar, sie schrie, daß die Dienerschaft erschreckt hinter den Türen horchend stand.

Dann verfiel Frau Leonie in .im hysterischen Weinen.

Es blieb Liselotte nichts anderes übrig, als schleunigst den Sanitätsrat zu benachrichtigen.

Frau Leonie ließ alles mit sich geschehen; sie ließ sich in ihrem Boudoir auf die Chaiselongue betten und verlangte nur immer wieder nach ihrem Schwager.

Der war pünktlich um sechs Uhr im Hause seines Bruders.

Als er hörte, die gnädige Frau habe schon auf ihn gewartet, begab er sich sofort zu seiner Schwägerin.

Hier erfolgte abermals eine Szene; aber im großen und ganzen hatte Frau Leonie sich ausgerastet, sie fühlte sich matt und angegriffen.

Sie blieb natürlich zu Hause; was sollte sie überhaupt auch unter Leuten, wenn das, was ihrem Leben Wert gegeben, ihr entzogen wurde.

Wie ein Proletarierweib leben, sich kleiden; die Almosen ihres Schwagers hinnehmen, das ging über ihre Kräfte. Liselotte küßte ihre Mutter zärtlich, als sie sich zu dem Gange rühtete.

„Du wirst vernünftig sein, mein Mutterchen, und Dich ganz ruhig verhalten. Es wird alles noch besser werden, als es vorläufig den Anschein hat. Verlaß Dich ganz auf Onkel Max.“

Als Frau Leonie allein war, kamen ihr in der Tat vernünftigere Gedanken.

Liselotte mußte eine vorteilhafte Partie machen. Wenn sie den Baron von Bohnstedt heiratete, der sich bisher eifrig um sie bemühte, so blieb man doch in der Sphäre, in die man hineingehört. Liselotte kam in glänzende Verhältnisse, Baron Guido von Bohnstedt war Multimillionär.

Diese endlose Reihe Nullen bedeckte alle Schanden und Mängel zu.

Freilich, der Baron hätte ihr Vater sein können, war auch ein wenig mitgenommen vom Leben, sie hatten oftmals über ihr gelacht, ihm Namen beigelegt, die keineswegs schmeichelt waren — ach, wie hatte Leonie über den alten Freiermann gelacht!

Umstände verändern aber alles. Liselotte konnte doch nicht gefühllos hinuntersteigen, und auch sie, Leonie Ollenschläger, geborene von Borsfelde, konnte das nicht, es war ein Lindwurm.

Mit Georg war vorläufig nicht zu rechnen. Baron von Bohnstedt mußte ihrem Leben wieder Glanz verleihen.

Auch Liselotte hatte diesen Ausweg immer wieder erwogen. Das Endresultat indes war nur Schauder gewesen.

Bei Justizrat Volzeder widelte sich alles glatt ab.

In dem Schriftstück fanden deutlich schwarz auf weiß die Summen, die Georg Ollenschläger erhalten. 5000 Mark waren der treuen Doris zugehört, auch die Mobilien der oberen Fremdenzimmer und die Kücheneinrichtung. Mehrere Legate hatte Frau von Hunn für sonstige kleine Leute ausgelegt, denen sie ein besonderes Interesse gewidmet. Hier galt es einem alten Manne die Wohltat einer Unterstützung ferner zukommen zu lassen, dort einem vorwärtsstrebenden jüngeren die Mittel zu seinem Fortkommen zu verschaffen.

So blieben nach dem Vermögensstande noch 50.000 Mark für den Regierungsrat.

„Fünfhunderttausend Mark, lieber Justizrat“, taunte Max Ollenschläger dem Rechtsanwalt zu, während Liselotte sich im Entree für den Rückweg rüstete, „ich verzichte natürlich auf die Erbschaft zugunsten meines Bruders.“

„Das macht Ihnen alle Ehre, Herr Regierungsrat, doch halte ich die Sache nicht für so einfach“, widersprach Volzeder. „Wir sprechen noch darüber. Wollen Sie der Familie Ihres Bruders Gutes mit dem Verzicht erweisen, sehen Sie das Kapital fest und gewähren ihnen die Rückzahlung der Zinsen. Nur auf diese Weise sichern Sie der Familie eine Summe, die dieselbe vor äußerster Not schützt. Was geschehen soll, wenn Ihr Bruder wieder hergestellt ist, können wir dann näher erörtern. Vorläufig nichts aus der Hand geben.“

Der Justizrat hatte recht, Max Ollenschläger sah ein. War es auch nur eine lebende Summe, die das Kapital als Zinsen abwarf, so war es doch etwas Gewisses ab. Man konnte damit rechnen, und der Regierungsrat wollte ernstlich darüber nachdenken, wie seinen Verwandten noch ferner zu helfen sei.

Max Ollenschläger begann sofort die Sachlage seiner Nichte zu unter-

breiten, nachdem sie nebeneinander in dem geräuschvollen kleinen Coupé Platz genommen hatten.

Vorläufig, mein Kind, seid Ihr so noch untergebracht“, sagte er. „Jensen wird den Konturs anmelden. Ihr erhaltet einstweilen aus der Kontursmasse Euren Unterhalt. Freilich so nach und nach müssen wir unter den Dienstboten aufräumen, wollen aber auch darin nicht mit Ueberbürdung vorgehen, damit der armen Mutter der Umschwung der Verhältnisse nicht allzu fühlbar wird. Es kann auf ein paar Wochen hier nicht ankommen. Der Verzicht auf Equipage und Automobil mag vorläufig genügen. Wir wollen in Ruhe überlegen, wie Ihr Euch in Zukunft einrichten könnt.“

Das alles sagte der Regierungsrat in gepreßtem Ton.

Liselotte schien freier in ihrem Gemüte, seit der Zwang der Mutter gegenüber aufgehört hatte. Sie mußten sich in ihr Schicksal ergeben. Wollte Liselotte den verhassten Freiermann nicht anheuern, so blieb ihr nichts anderes übrig, als eine Stelle anzunehmen.

Von Baron von Bohnstedt sagte sie ihrem Onkel nichts, obgleich sie wußte, daß er in den nächsten Tagen seine Werbung anbringen würde. Er war in diesen Tagen mehrere Male bei ihnen gewesen, hatte seine Hilfe angeboten und seine Absicht durchblicken lassen.

Bisher hatte die Mutter die Hilfe mit lebenswürdigem Danke abgelehnt und im übrigen den verhassten Gedenken verspottet. Wie sie heute darüber dachte, wußte Liselotte nicht.

Das junge Mädchen unterbreitete dem Onkel ihre Absicht, sich um eine Stellung zu bemühen.

„Viel kann ich ja nicht, talentlos, wie ich nun mal bin“, sagte sie. „Immerhin könnte ich als Kinderfräulein figurieren, als Hausdame oder als Gesellschaftlerin. Was wir mit Mama anfangen, ist mir natürlich noch nicht klar, Onkel. Darüber hat sie am Ende ja auch selbst zu bestimmen.“

„Gewiß, gewiß, mein Kind. Vorläufig nur keine Ueberbürdung. Es muß alles reiflich überlegt werden.“

In den nächsten Tagen war es ganz still geworden im Hause Ollenschläger, denn auch die teilnehmenden Freundinnen fanden keine Veranlassung, sich peinlichen Situationen auszuliefern. Ganz vereinzelt nur kam diese oder jene Dome, vielleicht aus Neugier hingetrieben. Sie mußten es sich gefallen lassen, nicht angenommen zu werden. Frau Leonie konnte niemandem Rede stehen. Sie war feilsch zu sehr herunter.

Sie, die grande dame von einst — eine Bettlerin!

Ihr konnte niemand helfen, und Liselotte schien ihr mit einem Male lebendig.

Seit auch Liselotte den ganz plötzlich in der Mutter Gunst gestiegenen Freiermann abgewiesen, gab es ja überhaupt keine Hoffnung mehr.

So dämmerte das lebensfrohe Weib in gänzlicher Apathie dahin.

Sie konnte stundenlang vor sich hinstarren mit trostlosem Ausdruck in dem lieblichen Gesicht. Die Augen rot und trübe vom vielen Weinen. Dann wieder kamen Stunden, wo sie wie geblüht durch die Zimmer kannte; sie gedachte auf diesen Wanderungen nicht der schönen Stunden, die sie in den Räumen verlebte, in ihr frah nur der bohrende Schmerz, all diesen Komfort verlassen zu müssen.

Und die bange Frage zitterte in ihr: Was dann? Was dann?

Liselotte bemühte sich in heißem Mitleid um die Mutter, die ihre Gegenwart und alle Sorgfalt hinanahm, wie etwas, das sie dulden müsse. Ihre einzige Unterhaltung mit ihrem Kinde bestand in Zimmern und Klagen, und aus allem fühlte das feinfühligste Mädchen immer und immer wieder den Vorwurf hindurch: Du hättest es ändern können.

Eine Unterbrechung in die Monotonie dieser Tage brachte der plötzliche Besuch des Majors von Borsfelde hervor, der über das Schicksal seiner Schwester aus egoistischen Gründen beunruhigt, herbeigeeilt war, um sich über den genauen Stand der Dinge zu orientieren.

Frau Leonie war durch sein plötzliches Erscheinen nicht sehr erfreut, eher ein wenig eingeschüchtert.

Sie kannte seinen hochfahrenden Sinn, und nur die Gewißheit eines gebieterischen Wohlstandes hatte ihn einigermassen mit der Mesalliance ausgeföhnt gehabt, die seine schöne begehrenswerte Schwester eingezogen.

Darüber waren nun einundzwanzig Jahre verfloßen.

Man hatte sich verhältnismäßig wenig gesehen; Major von Borsfelde hatte sich niemals besonders gut mit seinem Schwager gestanden, obgleich der Luxus, den dieser um sich verbreitete, ihm einestheils imponierte, andernteils wieder, da er nicht das Glück hatte, sich ein so kostspieliges Leben zu leisten, ihn mit Neid erfüllte.

Man hatte dem Major die Ertrachtung Georg Ollenschlägers, sowie die Ermordung Frau von Hunns mitgeteilt. Er hatte es aber für durchaus unnötig gehalten, der Dame,

die ihm so weidmütig bekannt war, die letzte Ehre zu erweisen. Was die Ertrachtung des Schwagers anbelangte, so hatten ein paar Worte der Leiche genügt.

„Nun war er aber selber gekommen, denn er wollte wissen, was an den Gerüchten war, die ihm zu Ohren gekommen: das Haus Ollenschlägers in Konturs, die Erbschaft von Frau von Hunn eine Seifenblase.“

Als der Major die Wahrheit erfuhr, weiterte und fluchte er. Standal über Standal. Ermordung, Fallissement!

Das also war das Ende vom Liede Ueber die Verhältnisse gelebt. Heruntergewirtschaftet von der Höhe. Niedergerissen in den Staub.

„Ich bitte Dich, Karl, habe Erbarmen“, flüsterte die unglückliche Frau. „Was helfen alle Deine Worte? Sie machen das Geschehen nicht ungeschehen.“

„Man muß sich doch wenigstens aussprechen“, brauste der Major auf. „Was wird nun aus Dir werden? Was aus Deinem Kinde? Ist kein Freier da, der Dich wenigstens von der Last befreit? Aber was rede ich da? Wenn der Mensch entleert ist, ziehen sich die Freier zurück.“

„Liselotte ist so eigen, ach, so eigen“, stöhnte Leonie.

„Was heißt eigen? Mädchen in ihrer Lage können nicht wählerisch sein. Was willst Du denn?“ fuhr der kleine teilselige Herr seine Nichte an, die bis dahin, ohne Teil an dem Gespräch zwischen Bruder und Schwester zu nehmen, still in sich gekehrt dagestanden.

So berümpelt sie in ihrem Gemüt auch war, so blühte sich jetzt doch ihr ganzer Stolz bei dem herrlichen Wesen dieses Onkels auf, der nicht gekommen war, um zu helfen oder seiner unglücklichen Schwester ratend zur Seite zu stehen, sondern nur, um nutz- und zwecklos zu schimpfen.

Es schien ihm gewissermaßen eine Art Wollust zu bereiten, den lange Jahre aufgespeicherter Groll gegen die Verbindung seiner Schwester endlich einmal austoben lassen zu können.

Mit dieser unglückseligen Heirat hatte die schöne, lebensprühende, la-prigieuse Leonie in der Tat seine Karriere arg geschädigt. Ein früherer Vorgesetzter hatte sich um das liebliche junge Kind beworben und wäre abschlägig beschieden. Das konnte der Major seiner Schwester niemals verzeihen, und er empfand geradezu einen unbändigen Haß gegen den Mann, der abnunglos und ungewollt in sein Schicksal eingegriffen.

Liselotte empfand das Kleinliche im Charakter des Majors. Ihre Augen sprühten in unterdrückter Leidenschaft; sie wollte gerade etwas erwidern, als der Major fortfuhr:

„Du wirst Deiner Mutter nicht zur Last fallen können, das ist ausgeschlossen. Ich mache Dir einen Vorschlag. Du kannst mich nach Berlin begleiten. Meine Frau ist leidend, eine Stütze ist ihr vonnöten. Sie will die Lebenswürdigkeit haben, Dich in ihr Haus zu nehmen. Ihr werdet hoffentlich die Großmutter dieses Anerbietens nicht verkennen; Du wirst Dich bemühen, der Tante hilfreich zur Seite zu stehen. Hoffentlich läßt sich eine passende Partie für Dich finden.“

Liselotte machte eine kühle ablehnende Handbewegung.

„Bemühe Dich durchaus nicht, Onkel. Es ist ja gewiß von Tante höchst lobenswert, etwas für mich tun zu wollen, indes möchte ich selbständig über meine Zukunft verfügen.“

Der Major lachte sarkastisch. „Und wie dachtest Du Dir Deine Zukunft?“

„Sie will eine Stelle annehmen, Karl“, hauchte Leonie. „Ich glaube, das ist mein Tod. Könnte eine Baronin von Bohnstedt sein, über Millionen gebieten, und will dienen!“

Den Major schien dieser Entschluß seiner Nichte förmlich zu amüsieren. „Na, versuch nur Dein Heil. Du wirst schon Augen machen, wenn es heißt: Dade Dich! Gehorche!“

In diesem kritischen Augenblicke wurde der Regierungsrat gemeldet. Die Begrüßung der Herren fiel kühl aus. Zimmerlein legte sich der Major in seinen Reden einigen Zwang auf.

Das Gespräch drehte sich selbstverständlich um die letzten Ereignisse. Und der Major wagte ganz vorsichtig die Frage: „Was wird aus Leonie werden?“

„Wir werden schon fertig werden, Herr Major“, betonte der Regierungsrat. „Mit einigem guten Willen besser, als sich die Sache zuerst anseht. Für Leonie ist geforgt. Nicht glänzend, aber vorläufig muß man sich behelfen. Georg soll einem Krankenhause übergeben werden. Der Sanitätsrat wird noch heute Rücksprache mit Dir nehmen, liebe Leonie. Es muß etwas für ihn geschehen. Wälder, Elektrifizieren und dergleichen. Alles Dinge, die in Privathäusern unausführbar sind. Es handelt sich ja nicht darum, Georg in diesem traurigen Zustande weiter vegetieren zu lassen, er muß wieder auf die Beine gebracht werden. Unsere Liselotte will ja in die Reihe der schaffenden Frauen treten.“

„Es ist Blödsinn“, fiel der Major

dem Regierungsrat unhöflich in die Rede.

„Ich sage: Glück auf! Herr Major. Sie hat das Zeug zur Selbständigkeit. Und ihren Willen. Sie wird ihren Weg finden.“

Der Major judte die Achseln. „Mag sie ihr Heil versuchen. — Mein Haus, Liselotte, steht Dir jederzeit offen.“

„Es ist sehr gütig, lieber Onkel“, sagte Liselotte kühl, wenn auch höflich.

Niemals würde sie von dem aus purem Egoismus gebotenen Anerbieten Gebrauch machen. Sie unter der Trägheit der hochtrabenden Sippe der Borsfelds beugen — nimmermehr! Jedes andere Los wäre vorzuziehen. Gewissermaßen das Enabrenbrock essen und dafür ausgebeutet werden, der Vorgesetzte schlechter Launen sein, Vorwürfe einstecken, geduldet.

Leonies Einladung, den Abend mit ihnen zu verbringen, lehnte der Major ab. Er sei nun überzeugt, daß die Zukunft seiner Schwester in den besten Händen läge, da könne er beruhigt wieder heimreisen. Und für den heutigen Abend habe er mit einem alten Freunde eine Zusammenkunft.

Man trennte sich recht kühl. Die polternden und anspruchsvollen Worte des Bruders hatten einen Stachel in Leonie zurückgelassen.

Ach, wie glänzend hätte sie dastehen können, wenn sie ihr Leben in andere Bahnen gelenkt, wie es die Eltern für gut befunden. Es war doch, trotz ihrer Liebe zu ihrem Manne, trotz der glänzenden Jahre, die sie an seiner Seite verlebte hatte, ein großer Irrtum gewesen.

Auch Liselotte hatte einen Mißgriff begangen; indem sie den Baron von Bohnstedt ausgezogen, trieb sie sich im blinden Unverstand dem Glend in die Arme.

Die arme Liselotte mußte alle ihre Kräfte aufbieten, die unangenehme Nachwirkung von Onkel Majors geklingelten Reden abzufschwächen.

Siebentes Kapitel.

Der Fall Hunn ruhte nun ausschließlich in den Händen der Polizei. Es erschien aber ziemlich aussichtslos, den Täter zu finden, denn alle Recherchen waren bisher ohne Erfolg geblieben.

Doris hatte, ihren Angaben gemäß, den Nachmittag bei der Schwester auf dem Steinweg verbracht. Die Frau unterhielt dort einen kleinen Brotdelen, der Mann arbeitete auf der Blohm und Borschen Werft. Fleißige, reelle Leute.

Ueber den Besuch in der Villa in Horn verlautete bisher nichts. Die Nachbarschaft war über allen Zweifel erhaben.

So hätte Kriminalkommissar Pent sich wohl allmählich beruhigen können.

Das tat er aber keineswegs. Es waren so viele unaufgeklärte Fälle in letzter Zeit zu verzeichnen gewesen, es gab Leute genug, die über dieses Polizeigeschehen wußten, und der Kommissar Pent war eine ehrgeizige Natur.

Er hatte alles mögliche versucht, hatte tagelang die Villa in Horn von einem Geheimpolizisten beobachtet lassen, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß immer wieder ein Zurück zum Tatort das A und O aller kriminalistischen Erkenntnis und aller Erfolge ist.

Leider verlagte hier diese Taktik. Es ereignete sich nicht das geringste. Da ziemlich sicher nachgewiesen war, daß von einem Raubmord nicht die Rede sein könne, hatte Kriminalkommissar Pent die alte Kriminalfrage ernstlich bei sich erwogen: Qui prodest? Wer hat den Vorteil bei der Sache?

Vorteile konnten am Ende nur den beiden Brüdern aus dem Tode der Frau von Hunn erwachsen.

Den Regierungsrat mußte er selbstverständlich ausschalten.

Bei dem Großkaufmann lagen die Verhältnisse wesentlich anders. Der Mann hatte sich in Geldverlegenheiten befunden, und jetzt war der Konturs angemeldet.

Run hatte der rührige Beamte, der seine Fühlhörner nach allen Seiten ausstreckte, ja auch erfahren, wie es mit der vermeintlichen großen Erbschaft bestellt gewesen. Aber davon brauchte der Großkaufmann ja keine Ahnung gehabt zu haben. Das war anzunehmen, da der Regierungsrat ja auch nichts davon gewußt hatte.

Hier konnte am Ende die Stelle sein, wo ein Haken einzuschlagen war.

Indes gehörte Kommissar Pent nicht zu den Leuten, die sich auf ihren physiognomischen Scharfbild allzu viel einbilden. Im Grunde verachtete er derartige Theorien, die sogenannte Kriminalanthropologie u. s. w. Die Lösung scharfsinniger Probleme gelingt am besten auf dem Papier, in der Praxis lodd man einen Hund damit hinter dem Fien hervor. Was fängt man mit den geistreichsten Schlußfolgerungen an? Beweise muß man haben.

Ja, Beweise!

Lag aber das geringste Verdachtsmoment gegen den Großkaufmann vor? War sein finanzieller Ruin etwa ein Grund, ihn des Mordes, begangen an seiner Schwester, zu bezichtigen?

Nein. Es bedurfte doch schlagender Indizienbeweise, um solchen Verdacht zu begründen. Und dennoch schien sich die Sache nach dieser Seite ein wenig zuspitzen zu wollen.

Es war eine Anzeige auf dem Kriminalkommissariat erhalten worden, daß der Großkaufmann Georg Ollenschläger am 6. Oktober, abends um 8 Uhr, bei seiner Schwester gewesen. Er war von mehreren Leuten, die gerade des Weges in einem Gefährt gekommen, erkannt, ja sogar gegrüßt worden.

Da man von einer Vernehmung des Großkaufmanns Abstand nehmen mußte, war man völlig auf die Aussage der beiden Männer angewiesen, die aber nach Erkundigungen als einwandfreie Zeugen gelten konnten.

Diesem gegenüber hand wiederum die Aussage eines weiteren Zeugen, der einen Mann über das Staket, welches die Grenze zwischen Senator Büttners und Frau von Hunns Villa bildete, hatte sitzen sehen. Es konnte dieses ungefähr in der zehnten Stunde gewesen sein.

An der linken Seite der Büttnerschen Villa brannte abends eine Laterne, die den Eingang für die Dienstmoten und Lieferanten hell beleuchtete, aber auch einen Teil des hinteren Gartens überstrahlte, so daß es immerhin möglich schien, einen Einbrecher, der das Staket überstieg, von der Straße oder von einem der benachbarten Gärten aus zu bemerken.

Diese letzte Zuschrift war zwar anonym, auf die im großen und ganzen nicht viel Gewicht gelegt wurde. In der Regel wanderte dergleichen unbeachtet in den Papierkorb des Kriminalbeamten.

Dieses Mal jedoch legte Pent das Schriftstück sorgfältig beiseite. Die Sache sollte untersucht werden, da die Angelegenheit des Großkaufmanns einstweilen brach liegen mußte.

War ein Mann über das Staket gestiegen, ohne daß der Hund angeschlagen, so war es zweifellos ein Bekannter von Frau von Hunn gewesen.

Da anzunehmen war, daß der Herr Senator solche nächtlichen Exkursionen unterlassen würde, mußte man sein Augenmerk der Dienerschaft zuwenden.

Herr Senator Büttner hielt sich Equipage, folglich waren Kutscher, Stallknechte u. s. w. vorhanden, gleichfalls ein Diener.

Um nun niemanden von der Dienerschaft im Nachbarhause kopfscheu zu machen, beschloß Pent, äußerst vorsichtig zu Werke zu gehen. Je sicherer sich ein Verbrecher fühlt, um so leichter neigt er zu Unvorsichtigkeiten.

So stand also nicht nur die Villa der Verstorbenen, sondern auch diejenige des Senators unter polizeilicher Kontrolle. Es war daher ganz natürlich, daß der Diener Manfred Scheurer an diesem Abend ausgehen durfte, ein Mann ihm unauffällig in einiger Entfernung folgte.

Manfred Scheurer strebte munter vorwärts, wie ein Mann, der ein reines Gewissen besitzt. Er piffte sich ein munteres Stückchen, während er an der Haltestelle auf die Elektrische wartete. Zu diesem gefellte sich jemand, der rebedulig aufgelegt war. Er knüpfte sofort ein Gespräch mit dem jungen Manne an, welches sich in den allerharmlosesten Bahnen bewegte. Das Wetter, die Fahrgelagenheiten, endlich der Horner Nord, der in den ersten Tagen nach dem Geschehnis das Tagesgespräch gebildet hatte und namentlich auf dieser Strecke bis zur Erschöpfung erörtert worden war. Jetzt allerdings fingen die Bogen der Erregung bereits an, abzuheben, das Interesse verlor sich, andere Ereignisse traten in den Vordergrund.

Zimmerlin war der Nord noch nicht in Vergessenheit geraten; es waren doch erst gut acht Tage seit jener Katastrophe verstrichen.

Manfred Scheurer hatte durchaus keine Veranlassung, sich in Schweigen zu hüllen; er erzählte, daß er in der Nachbarschaft der Hunnischen Villa bedient sei und welchen großen Anteil das tragische Schicksal der hochgeschätzten armen Ermordeten überall fände.

An der Ecke des Burfah und Rädlingmarktes verließ der Diener den Wagen, und nachdem er flüchtig zum Abschied an seine Mütze gegriffen, kümmerte er sich um seine neue Bekanntschaft nicht weiter. Er eilte den Rajen zu und bog in den unwirklichen, düsteren Gang ein.

„Hallo, Männe!“ rief der alte Herr, der um diese Stunde noch nicht sein Lager aufgesucht, „ich habe Dich so halbwegs ermartet. Sieh, mein Junge, dort auf dem Petroleumofen brodelt das Wasser und hier“ — er schnalzte mit der Zunge, indem er eine Flasche, halb mit Rum gefüllt, gegen das Licht hielt — „hier ist ein guter Tropfen. Zu Abend gegessen wirst Du wohl haben?“

„Nicht gerade zu Abend, Vater, aber doch zu Mittag. Wir essen um halb sieben.“

„Ja, immer nobel. Hier in meiner stillen Klausel vergesse ich natürlich, daß es draußen eine Welt voll Glanz und Pracht gibt. Auch für mich gab es einmal bessere Zeiten. Nun, reden wir nicht davon — tempi passati.“

Der Alte seufzte, dann strich er zärtlich über die Flasche mit dem lodenden Inhalt.

Manfred hatte sich gefeßt, nachdem er seinen Mantel an dem Nagel aufgehängt; den Filzbut legte er vorsichtig auf die Kommode.

Philipp Scheurer, der Vater, hatte zwei Gläser von zweifelhafter Sauberkeit auf den Tisch gestellt; als aber der Grog in denselben duftete, sah man nichts mehr von der Unsauberkeit.

Manfred ergriff sein Glas. „Prost, Vater.“

„Prost, mein Söhnchen, auf ein gutes Gelingen Deiner geheimsten Wünsche.“

Er leerte sein Glas auf einen Zug.

„Siehst Du, wie ich es ehrlich meine.“

„Mit mir, gewiß, dessen bin ich sicher“, erwiderte Manfred.

„Bei Euch da draußen sind ja haarsträubende Dinge passiert“, hob der Alte an, nachdem er sich seinem Sohne gegenüber mit Behagen niedergelassen. „Damals, als Du mir das Ding — es steht noch wohlbehalten in der dunklen Luke — zur Verwahrung brachtest, hatte ich ja keinen blaffen Schimmer davon. Und Du“ sagtest auch nichts.“

„Die Geschichte ging mich ja im Grunde nichts an, erstens — und zweitens hatte ich ein fürchtbar unbehagliches Gefühl. Bis mal den Kasten heraus, Vater.“

Mit einer fänglingsartigen Behendigkeit sprang der Alte hinter die Beistadt und holte des Gewünschten hervor.

Manfred durchschnitt mit dem Taschmesser das Band, nahm die Hülle ab und stellte den Blechkasten auf den Tisch.

„Mit diesem Kasten hat es seine eigene Bewandnis“, erklärte er, und seine Hand, die das Glas zum Munde führte, zitterte merklich.

„Schließ mal die Luken, damit wir ungestört sind. Dann will ich Dir das Geheimnis dieses Kastens erzählen.“

Geschäftig eilte Scheurer fen. an die Thür und horchte auf den Fluß hinaus, als sich nicht etwa neugierige Lauscher dahinter befanden. Dann drehte er den Schlüssel um, und hing vorwärtsüber ein Tuch über den Drücker.

„So, nun kannst Du loschließen“, ermunterte er seinen Sohn.

Dieser befolgte den Rat, sprach aber im Flüsteren.

Die Stimme drang so schwach in des Altes Ohr, daß er Mühe hatte, alles zu verstehen, denn sein Gehör litt schon unter der Last der Jahre.

Als Manfred schwieg, ließ der Vater nur ein leises Grunzen vernehmen.

„Und nun, Männe?“ fragte er.

„Nun wollen wir den Kasten auf seinen Inhalt prüfen.“

Philipp Scheurer brauchte nur die Tischschleibade zu öffnen, da lag zwischen einem Rest Schwarzbrot, etwas Leberwurst und einem Nüchtern Kautabak Hammer und Brecheisen.

„Hast Du keinen Schlüssel?“ fragte der Sohn.

„Nein“, entgegnete der Vater.

Er hatte keine Lust, dieselbe Prozedur an dem Kasten noch einmal vorzunehmen, die er vor acht Tagen angewandt.

Es kostete viele Mühe; das Schloß setzte den Kraftaufwendungen großen Widerstand entgegen; endlich aber gab es einen Anz, — man konnte den Dedel öffnen.

Briefe lagen darin. Nichts als Briefe — einfache Briefe.

Der ganze Kasten war vollgepfropft damit.

Vater Scheurer stieß ein moderns Lachen aus.

„Daß Dich der —“

Manfreds zitternde Hände waren von dem papiernen Inhalt in wüstem Durcheinander wieder in den Kasten zurück.

„Auch gut.“

Er trank sein Glas hastig aus.

„Bring den Plunder auf die Seite, Vater.“

„Gewiß, mein Sohn.“

„Ich will jetzt gehen, ich brauche Luft. Hier erstickt ich.“

Manfred zog sich seinen Paletot an, während der Alte den Kasten in sein Versteck zurückbeförberte.

„Es ist vielleicht besser so“, murmelte Männe. „Ich heirate die Doris. Zwar ist sie zehn Jahre älter als ich und so glücklich vernünftig. Aber man will doch vorwärts in der Welt und nicht ewig Diener bleiben. Doris hat fünftausend Mark geerbt. Gätte ich so viel geerbt, was unter den gegebenen Verhältnissen sehr wohl hätte sein können, dann — nun ja, dann hätte ich Doris nicht genommen. Die kleine Mite bei Büttners, das verfluchte schnippische Kammerfädchen, hat mir's nun mal angetan.“

„Ja, mein Sohn“, sagte der ehrwürdige Alte und strich sich seinen schönen grauen Vollbart, „man kann nicht alles haben.“

„Stimmt, und darum heirate ich die Doris. Ich bin fürs Vorwärtskommen.“

(Fortsetzung folgt auf Seite 6)